

(Nachdruck verboten.)

## Der Roman einer Verschwörung.

14

Von H. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Kunert.

Descoffes antwortete nicht; er war bleich. Rochereuil fuhr fort:

„Sie denken gewiß, wenn man den Deuten so geschickt nachschleicht, läßt man es nicht beim ersten Male bewenden. Unser Freund theilte seine Entdeckung einigen sicheren und verschwiegenen Personen mit, die sich darüber Gewißheit verschaffen wollten, daß er wahr gesprochen hatte, und die deshalb ziemlich oft des Nachts in der Stadt spazieren gingen. Die ersten Male sah man nichts, und man fing bereits an zu glauben, daß der junge Mann geträumt hätte, als während eines schrecklichen Sturmes — ich glaube in der Nacht des 11. August — die vier Männer, die mein Freund in seiner Naivetät für Polizei-Agenten gehalten hatte, in der Rue du Moulin-à-Vent bemerkt wurden. Ich irre mich, es waren diesmal nur drei. Sie stiegen aus dem Fenster des Erdgeschosses im Hause des Herrn von Rougemont und trugen einen Korb voll Silberzeug fort, von dem schönen Silberzeug der Familie, das Herr von Rougemont so ungern verloren hat. Dieses Mal waren alle Maßregeln im vorhinein getroffen worden, eine Falle war gestellt, und man sah ganz genau, wie die drei Männer mit dem Silberzeug durch die kleine Thür auf der Seite der Böschung, dort, wo kein Posten steht, in die „Heimjuchung“ eintraten. Können Sie sich denken, Herr Descoffes, durch wen diese Thür geöffnet wurde?“

Descoffes besaß nicht die Kraft, um zu antworten. Eben noch war er bleich, jetzt stieg ihm das Blut in das Gesicht; er rang nach Athem.

„Wünschen Sie ein Glas Wasser, Herr Descoffes?“ fragte Rochereuil ihn.

Der unglückliche Inspektor stammelte:

„Gnade! Gnade! Ich bin Familienvater! Zeigen Sie mich nicht an.“

„Wer spricht denn von anzeigen, Herr Descoffes? Ich werde mich hüten. Ich brauche Sie zu nöthig. Wir werden die Unterhaltung heute Abend wieder aufnehmen, wenn Sie sich etwas beruhigt haben, und ich werde Ihnen dann sagen, was ich von Ihrem Gegenkommen erwarte.“

„Wird es mich meine Stellung kosten?“

Rochereuil konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Nein, Herr Descoffes, nein,“ sagte er. „Aber wollen Sie darüber nachdenken, daß Sie nur die Wahl haben, entweder mir zu gehorchen, oder auf die Galeere zu gehen. Adieu, Herr Descoffes, auf heute Abend.“

Der Inspektor ging zitternd hinaus; der Schlüsselbund bebte in seiner Hand, und das Schloß klorrte.

Um zwölf Uhr ging Rochereuil in den Hof hinunter, wo er Méhu fand, der sich bereits dem Abbé genähert hatte und in lebhafter Weise zu ihm sprach. Der Abbé sah ihn durch seine Brillengläser mit spöttischer Miene an. Rochereuil setzte sich auf eine Bank und der Abbé trat zu ihm.

„Halte Dich für heute Abend bereit,“ sagte Rochereuil zu ihm. „Wer ist der Mann dort?“

„Méhu de la Guiche. Der Abgesandte Fouché's, den Juliette gestern gesehen hat, hatte Recht. Méhu hat keine Zeit verloren; er hat sich auf ziemlich geistreiche Weise einsperren lassen.“

„Was will er von uns?“

„Ich weiß noch nicht, aber gewiß nichts Gutes.“

„Dann wollen wir ihn anhören und schnell mit ihm zu Ende kommen. Wir haben keine Zeit, unser Pulver an Spahen zu verschwenden.“

Rochereuil und der Abbé näherten sich Méhu, der unter dem Eindruck von Rochereuil's Persönlichkeit etwas verlegen wurde. Rochereuil und er begrüßten einander.

„Ich bin sehr glücklich, mein Herr,“ sagte Méhu, der sich nach einem kurzen Schweigen entschlossen hatte, das Gespräch zu beginnen, „ich bin sehr glücklich, den Sohn eines so entschlossenen, so ergebenen Patrioten zu sehen, wie es mein Freund Rochereuil war. Denn Ihr Vater war mein Freund, und in Paris sah ich ihn fast täglich, bevor die Verfolgung

uns trennte. Die Republik hat an ihm einen schweren Verlust, einen ebenso schweren wie Sie selbst erlitten. Niemals wird man die Tiefe und die Ausdehnung der Leiden ermessen, welche Napoleon verursacht hat. Ihr armer Vater gehörte doch zu dem ersten Transport der nach den Seychellen Verbannten?“

„Ja, mein Herr, mein Vater wurde auf der Fregatte „La Chiffonne“ eingeschifft.“

„Ah, jawohl, La Chiffonne, Kapitän Guyeyesse. Ich hatte auf der Chiffonne noch einen anderen sehr lieben Freund, den General Rossignol. Auch er starb auf der Insel Anjouan unter den schrecklichsten Qualen, einer Art Fieber mit schwarzem Erbrechen. Es war eine fürchterliche epidemische Krankheit; sie verschonte nur vier der Deportirten. Doch meine Mittheilungen betrübten Sie vielleicht?“

„Nein, Herr, es sind bittere Erinnerungen, aber ich fürchte mich nicht davor, daran zu denken, denn ich will nicht vergessen. Nur die Feiglinge und die Gleichgiltigen vergessen. Ich habe nur einen Brief von meinem Vater erhalten, den ein Offizier der englischen Fregatte „Sylphide“ mir zukommen ließ. Dieser Brief war am Todestage Rossignol's geschrieben worden. Mehr als die Hälfte der Deportirten war schon von der Plage ergriffen. Rossignol hat brav geendet. Seine letzten Worte waren ein Abschiedsgruß an das Vaterland und die Republik, eine Verwünschung gegen Napoleon.“ Einige Tage später erlag auch mein Vater der Krankheit. Wir erhielten die Nachricht durch eine Depesche des Gouverneurs von Ile de France mit einer Liste der todtten Deportirten. Wir haben niemals mehr erfahren.“

„Wissen Sie, mein Herr,“ begann Méhu, entzückt darüber, daß das Eis gebrochen war, „wissen Sie, was am schrecklichsten an der Deportation des Nivöse ist, was die Erinnerung an die Regierung, die sie befohlen hat, für immer verabscheuungswürdig macht?“

Unschuldige statt der Schuldigen zu treffen, wenn diese Unschuldigen Feinde sind, ist nichts. Bonaparte wußte genau, daß die Deportirten mit dem Hölleumaschinen-Attentat nichts zu thun hatten; er wußte auch, daß sie unbestechliche Patrioten waren. Er hat sich ihrer entledigt, was ich ihm nicht weiter zum Vorwurf mache. Aber diese Unglücklichen einzuschiffen, ohne ihnen oder ihren Familien den Ort ihrer Bestimmung\*\*) mitzutheilen, so daß man länger als zwei Jahre hindurch nicht wußte, an welche ungasliche Küste sie geworfen worden waren, das war eine so raffiniert ersommene Grausamkeit, daß die barbarischsten, die wildesten Völker darüber erröthen würden. Jeder Mann, in dem die edelste Leidenschaft, das Mitgefühl nicht erstorben ist, muß mir beistimmen. Ach, wenn es eine Gerechtigkeit . . .“

Rochereuil dachte, daß es Zeit wäre, diesem Ueberchwang von Entrüstung einen Damm entgegen zu setzen.

„Sie sind, wie mir mein Freund Georget gesagt hat, Herr Méhu de la Guiche?“

„Ja, mein Herr, Sie sehen in mir einen Mann, der viel verleumdete worden ist.“

„Das ist möglich; aber davon ist jetzt nicht die Rede, mein Herr. Sie wissen, daß es Tage giebt, an denen man mehr oder weniger gut ausgelegt ist: Wären Sie gestern hier angekommen, so wäre es uns, dem Abbé und mir, ein wahrhaftes Vergnügen gewesen, uns mit Ihnen zu messen. Wir hätten uns mit Ihnen in ein kleines Wortgespräch eingelassen, Sie

\*) Nach dem Bericht von Vefranc, einem der vier Transportirten des Nivöse, die allein dem Klima widerstanden, sagte Rossignol wörtlich: „Ich sterbe von den schrecklichsten Schmerzen gefoltert, aber ich würde zufrieden sterben, wenn ich erfahren könnte, daß der Bedrücker meines Vaterlandes, der Urheber aller meiner Leiden, dieselben Qualen und Schmerzen erduldet!“

\*\*) Der Kapitän der „Chiffonne“ hatte Befehl, nicht eher von seinen Instruktionen Kenntniß zu nehmen, als bis er auf offener See um Kap Finisterre angelangt war. Dort öffnete er das versiegelte Paket, das den Befehl enthielt, und sah, daß sein Bestimmungsort die Insel Mahé war, zweihundertfünfzig Meilen nördlich von der Nordspitze Madagaskars. Napoleon legte der Geheimhaltung des Ortes eine so große Bedeutung bei, daß er Kapitän Guyeyesse verpflichtet hatte, ihn weder den Verbannten, noch selbst den Offizieren mitzutheilen. Sie sollten es nicht eher als am Tage ihrer Ankunft auf den Seychellen erfahren. Die Deportirten hatten auf Cayenne gehofft.

**Unvergängliche Trauer.**

Von S. du Pleffac.

(Autorisirte Uebersetzung.)

(Schluß.)

hätten versucht, etwas von unseren Angelegenheiten zu erfahren, und wir würden uns bemüht haben, Sie dahin zu bringen, daß Sie sich entdeckten. Heute fühle ich mich etwas ermüdet und bin nicht in der Stimmung zu solchen Scherzen. Sprechen wir also als Männer mit einander: Sie kennen uns, und wir kennen Sie. Sie sind Méhu; aber Sie haben sich nach einander Jablowski und Ogeroff genannt.“

„Ich leugne es nicht, aber ich führte damit die Befehle des „Bundes“ aus.“

„Geschah es auch auf Befehl des „Bundes“, daß Sie in Besançon den Namen Müller annahmen?“

Méhu wurde roth; aber er besaß zu viel Haltung und Geistesgegenwart, um sich nicht sofort zu fassen.

„Nun,“ sagte er philosophisch, „die Sache ist verfehlt! Sie sind besser unterrichtet, als ich glaubte. Dafür muß Revanche genommen werden; man wird sie nehmen, meine Herren!“

Rochereuil und der Abbé hatten ihm bereits den Rücken gewandt. Als Méhu allein war, begann er zu grübeln. Wie hatten diese beiden Männer wissen können, daß er, Méhu, in Besançon als Müller aufgetreten war, ein Geheimniß, das niemand auf der Welt außer Fouché kannte?

Hatten Sie Beziehungen zu Fouché? fragte Méhu sich. Bah, sagte er dann, wer's erlebt, wird ja sehen. Inzwischen wollen wir versuchen, hier heraus zu kommen. Dies ehemalige Kloster ist nicht gerade lustig; es fehlt an Nomen darin.

„Meine Herren, es ist Zeit, daß Sie wieder in Ihre Zimmer gehen“, rief Descoffes den Spaziergängern zu, während er mit seinem schrecklichen Schlüsselbund rasselte. Er näherte sich Rochereuil und sagte demüthig zu ihm: „Wenn es Ihnen gefällig ist, einzutreten, mein Herr.“

„Vergessen Sie nicht,“ antwortete Rochereuil mit leiser Stimme, „daß ich heute Abend noch mit Ihnen zu sprechen habe.“

## XI.

Seit Louis Rochereuil Fräulein Lesfrancois um die Schlüssel zu ihrem Garten und ihrem Zimmer gebeten hatte, waren einige Tage vergangen. Jeden Abend hatte Juliette gewartet, aber immer vergeblich. Sobald die Nacht herabsank, setzte sie sich an das Fenster, horchte nach dem geringsten Geräusch in dem riesigen Garten und suchte mit angestrengtem Blick die Dunkelheit in der Gegend des Gefängnisses zu durchdringen. Der junge Rochereuil hatte ihr gesagt, daß der Schlüssel nicht für seinen Bruder wäre, aber sie hatte es nicht geglaubt. Sie bildete sich ein, daß Pierre eine Flucht versuchen und sich, wenn sie gefang, bei ihr aufhalten würde, wenn es auch nur geschah, um einige Augenblicke zu rasten und die Kleider zu wechseln. Welch' anderer als er konnte durch die Gärten kommen? Welch' anderer war gezwungen, sie zu passieren? Die Nacht versloß, ohne daß Rochereuil erschien, und Juliette warf sich, von Müdigkeit überwältigt, auf das Bett; sie entkleidete sich erst bei Tagesanbruch.

Es war achteinhalb Uhr abends; Juliette hatte ihren Posten am Fenster noch nicht eingenommen; sie arbeitete und lauschte dabei aufmerksam. Als es neun Uhr schlug, war es ihr, als ob sie im Garten sich nähernde Schritte hörte. Sie sprang an das Fenster, aber schon hatte man die Hausthür geöffnet und stieg die Treppe heraus. Juliette setzte sich nieder; die Füße zitterten ihr, ihre Brust slog und die eben noch bleichen Lippen wurden blutroth. Ach, welche Enttäuschung! Nicht Pierre Rochereuil trat ein, sondern der bärtige Straßensänger mit dem langen Haar, den sie so häßlich fand, derselbe, dem sie auf der Place d'Armes eine Décime gegeben, dem sie aus dem Fenster ein Fünfzehn-Sousstück zugeworfen hatte, derselbe endlich, der sich in der St. Hilariuskirche den alten Herrn mit der zimmetbraunen Hofe so aufmerksam angesehen hatte.

„Guten Abend, Fernando, guten Abend, Töchterchen,“ sagte er eintretend mit ziemlich ausgesprochenem italienischem Accent.

Juliette erhob sich etwas verdutzt und betrachtete den, der sie so vertraulich anredete, mit größter Neugier. Sie war sicher, daß sie diese Stimme schon gehört hatte; sie kannte diesen forschenden Blick; aber der dicke Bart und die ungepflegten Haare, die tief in die Stirn fielen, führten sie irre. Mit halb geöffnetem Munde stand sie, in einer gewaltigen Anstrengung ihre Erinnerungen sammelnd.

(Fortsetzung folgt)

„Ob ich . . . Ach, sehen Sie, meine liebe Frau Boucheron, das — das ist nun schwer zu verstehen und auch schwer zu erklären . . . Frau Gandillot war auch etwas älter wie ich — sie war nämlich die Wittve meines Prinzipals, Herrn Saurin, dem Mehl- und Vorkosthändler an der Ecke des Boulevard Richard — — nun, wenn man jung ist, nicht wahr? — — kurz und gut, Herr Saurin war gestorben und seine Frau sagte zu mir: Ludovic, sagte sie . . .“

„Sie heißen Ludovic? — Das ist ein hübscher Name!“

„Ach! So so, lala! — Und Sie? Wie heißen Sie denn?“

„Olympe.“

„Ach? Olympe! — Ja, das ist ein wirklicher Frauename, eine Name, der einen begeistern kann! Olympe! — — Griechenland, die Götter, die Göttinnen — —“

„Man merkt, daß Sie viel gelesen haben!“

„Oh, ja, ein bißchen . . . Aber was ich sagen wollte — also die Wittve von Herrn Saurin sagte mir: Ludovic, ich bin älter wie Sie — —“

„Wieviel?“

„Ach Gott, ganz unbedeutend — — bloß 10 Jahre! — Und dann sagte sie mir: Ludovic, ich meine es gut mit Ihnen, — das Geschäft gehört mir — — wenn Sie wollen, so ist es Ihr Eigenthum! Ja, mein Gott, Frau Boucheron, — Sie können sich vorstellen, — wenn man ein junger Kommiss ist und ganz auf sich angewiesen — — kurz, ich habe das Geschäft — — nicht doch, Frau Saurin — geheirathet! — —“

„Ja, aber Sie konnten doch auch nicht gut anders handeln — — übrigens, haben Sie denn das Geschäft noch?“

„Selbstverständlich.“

„In dem Stadttheil repräsentirt das aber einen bedeutenden Werth!“

„O ja, Rundschaft und Lager zusammengerechnet ungefähr 100 000 — — so im Durchschnitt 5—6000 jährlich.“

„Ach! Eigenthümlich! Genau so viel betragen auch meine Zinsen! — —“

„Wie seltsam, diese Gleichheit des Vermögens — — 5 und 5 ist 10, 6 und 6 ist 12, im Durchschnitt also 11.“

„War Ihre Ehe denn glücklich?“

„Glücklich! — hm, glücklich! . . . Lodoörne, — sie hieß Lodoörne, wie Sie wohl aus dem Grabstein gelesen haben, war nicht fehlerfrei, aber — — wozu geht noch davon sprechen?“

„Sagen Sie es doch nur!“

„Nun — — sie hatte eine etwas lose Hand.“

„Oh! Armer Freund! Darf ich Ihnen sagen, daß ich Sie eigentlich bewundere? — — Dieß treue Gedanken, daß Sie dergleichen bewahren, die doch . . . Und was Sie dort auf den Grabstein haben sehen lassen: „Erwarte mich.“

„Ja! Sehen Sie, — es mußte doch etwas darauf. Der Steinmetz hat mir dazu gerathen; aber bei Ihnen — das ist doch viel distinguirter.“

„Ach, mein Gott! „Unvergängliche Trauer“, das heißt ja immer so!“

„Aber Sie haben da zwei Reihen frei gelassen, was soll denn dahin kommen?“

„Ja, das ist es ja gerade, ich weiß es selbst nicht! — Vergebens strengte ich mich an, es will mir nichts einfallen.“

„Seien Sie aufrichtig: Sie sind nicht glücklich gewesen!“

„N . . . nein! — Aber Sie!“

„Auch nicht. Und darum war mir der Spaziergang hierher an jedem Sonnabend — —“

„Sie gebrauchen das richtige Wort: Spaziergang! Ich kann eben im Trauerjahr nirgends hingehen. Da komm ich hierher. Das thut mir wohl und lenkt mich ein wenig ab.“

„Immer dieselbe Uebereinstimmung! — Einer meiner Freunde ist Arzt und hat mir gesagt, daß ich mir nicht genug Bewegung mache. Und deshalb . . . Sie verstehen . . . ich kann ja nirgend anders hingehen, es ist erst zu kurze Zeit her.“

„Oh! Drei Monate — — für einen Mann!“

„Und für Sie?“

„Acht Monate! Vier Monate muß ich noch diese Kleider tragen.“

„Warum legen Sie nicht Halbtrauer an — — man kann das doch nach einem halben Jahr.“

„Glauben Sie?“

„Gewiß! Lila, grau, malvenfarben würde Ihnen vorzüglich stehen . . .“

„Ach ja, besonders malvenfarben!“

„Eine kleine Pause entstand.“

„Frau Boucheron . . .“

„Herr Gandillot?“

„Wollen Sie mir gestatten, Sie Frau Olympe zu nennen?“

„Sehr gern, Herr Ludovic.“

„Ach! wissen Sie, Olympe, woran ich denke?“

„Nun?“

„Ich denke — — ja wie soll ich es nur ausdrücken — gerade hier . . .“

\*) Der „Bund“ war der erste Name, den die Vereinigung der Philadelphinen im Anfang ihrer Organisation annahm.

**Literarisches.**

„Warum? Wir sind hier doch wie zu Hause und beide unabhängig, nicht wahr? Sie brauchen es ja nur anzudeuten, vielleicht verstehe ich schon, was Sie sagen wollen.“

„Wirklich — wäre es möglich?“

„Warum sollte es nicht möglich sein? Sie sind ein Ehrenmann, der nur ehrliche Absichten hat — und in vier Monaten —“

„Sagen wir zwei, liebste Olympie! — Das Gesetz schreibt nur zehn Monate vor!“

„Ernstlich? O wie gut sich das trifft!“

„Wollen Sie meinen Arm nehmen, Olympie?“

„Herzlich gern, Ludovic!“

Und die beiden Untröstlichen — jetzt ganz getröstet, wandten den Gräbern den Rücken und pilgerten Arm in Arm dem Ausgangsthore zu. Sie plauderten, lächelten sich zu und machten einen ganz fröhlichen Eindruck. Plötzlich blieb Frau Voucheron stehen:

„Ach, mein Gott! Und die beiden leeren Zeiten auf dem Stein! Was kann ich denn jetzt nur darauf schreiben lassen?“

„Oh, —! gehörte Ihr Mann nicht vielleicht irgend einem Verein, irgend einer Korporation an?“

„Ja wahrhaftig, — das ist eine gute Idee. Er war stellvertretender Vorsitzender des Männer-Gesangvereins „Harmonie“! — Das wird gerade die beiden Weihen ausfüllen! — Kommen Sie, lassen Sie uns gleich drüber an der Ecke dem Steinmetzen Bescheid sagen. Gleich morgen soll er die Arbeit besorgen!“

**Kleines Feuilleton.**

— Die Almosenempfängerin. Vor dem Hause einer Straße in Berlin O. hält ein großer Obswagen. Er ist mit zwei wohlgenährten Pferden bespannt. Der Kutscher hat hinten das Wagengitter heruntergeklappt und zieht große Körbe voll Kessel herunter, die er dem kleinen, untersehten Bräutramhändler übergibt, der sie in den Keller schleppt. Eine alte Frau, die langsam schlurfenden Schrittes die Straße entlang kommt, bleibt vor dem Wagen stehen und liest mit zwinkernden Augen die kleine, gelbe Namensaufschrift. Dann trippelt sie zum Kellereingang und lugt hinab. Sie wird erregt und zieht mit zitternden Händen ihr graues, gestopptes Tuch fester um die Schultern; mit den Fingerspitzen streicht sie einige dünne Haarsrähnen aus der roten runzeligen Stirn. Aus dem Keller kommen mehrere Frauen, die eingekauft haben. Sie sind noch nicht alle Stufen heraus, als sie die alte Frau schon mit schriller Stimme anredet: „Wie die sich jetzt da unten dicke dhut! Und dabei — wat war sie denn? . . . Jetzt will sie natürlich nicht mehr von unsereis wissen. Dabei hätte sie ohne uns verkommen können. Ja, ja!“ schreit die Alte in den Keller hinein; „Brauchst gar nicht so mitleidig zu lächeln! Wat wärs Du denn heute, wenn wir Dich nich' als Kleenes Wurm zu uns jenommen hätten?“ Ihre Lippen zittern, und mit der rechten Hand schlägt sie beträufelnd auf den Henkel des bunt bezogenen Spahnkorbes, den sie am linken Arm trägt. Ruhiger wendet sie sich an die Frauen, die auf dem Bürgersteig stehen bleiben: „Die Obsthändlerin is nämlich meine Nichte. Wie sie so drei Jahr alt war, da sagt id zu meinem Mann: „Wilhelm, die Anna dhut mir doch zu leid; 'is so'n Kleenet niedlichet Wurm un' denn hat sie solche schlechte Mutter, die nicht taugt. Wir woll'n se doch man zu uns nehmen.“ Mein Mann überlegte sich das erst noch 'n paar Stunden, denn wir hatten alleine man vier Jöhren, un' mein Mann war doch schon in de Jahre — als id ihn heirathete war er nämlich schon Wittwer — zwei Kinder waren schon da, un' mir dhut der alte Mann immer leid, wie er sich so den ganzen Dag in der Färberei, wo wir zusammen arbeiteten, abspaden, un' dann noch Abends die Wirthschaft machen mußte. Weil er so jern wat Warmes trank, aber teene Zeit dazu hatte, sich wat zu lochen, gab id ihm immer von meinem Kaffe ab, un' er schmiss mir davor 'ne Zuderschrippe in den Schooß — Jott nee, der alte Mann! — Id hatte dazumals ooch schon wat Kleenes. — Na, ja; wir brauchen doch nicht vor'nander zu verheimlichen. — Na, id half ihm denn 'n bißken in der Wirthschaft, un' die Kleenen sagten schließlich Mutter zu mir, bis id et denn ooch wirklich wurde. Kurz un' jut: Wurden wir so fertig, konnten wir doch noch die Kleene Anna satt machen. Et jing denn ooch, bis mein Mann starb. Dann sing id an zu waschen, un' die Kinder konnten sich schließlich ooch durchfressen; bloß die Anna hatt' id noch 'n paar Jahr uf'm Halße. Denn kam sie als Helferin bei 'ne Troshändlerin in de Zentralmarkthalle. Un' jetzt? — Na, sehn se doch; jetzt is se selbst Troshändlerin. Wat braucht se sich nu noch um ihre Tante zu bekümmern?“ Die Alte wurde wieder lauter und schrie in den Keller hinab: „Jetzt sind wir ja überflüssig! Jetzt können wir uns von de Stadt alle Monat vier Dhaler hosen; davon jehen zwei vor Mieths ab, dann hat man noch jerade so viel zu schwarzen Kaffe un' een Stücke brocken Brot!“ Den Frauen ihre Hände zeigend, deren Glieder stark angeschwollen sind, meint sie: „Bis jetzt hab' id immer noch stricken können; aber det is nu ooch vorbei, denn mit de steifen Hände kann man absolut nicht machen.“ — Die Obsthändlerin, eine kleine, fleischige Frau in einem langen Jacket, kommt heraus, geht ruhig an der Alten vorbei und klettert auf den Bock. Die Pferde ziehen an und in flottem Trab rattert der Wagen davon. Die Alte schreit hinter ihr her: „Immer man stolz wie 'n Spanier! — Wir sind ja man Lust für Euch! — Na, wer weep, wie 't noch mit Euch kommt!“

Die „Sanirung“ Liliencron's. Für einen deutschen Dichter wolle man ein Ehrengeschenk zusammenbringen, sagte man, und mit dem Dichter ist man ungefprungen, wie Geschäftsleute mit dem Inhaber eines Unternehmens, das vor der Pleite steht. Zuerst mußte der „Status“ festgestellt werden. Liliencron mußte die Demüthigung auf sich nehmen und Herrn Konsul Auerbach, Berlin, seine Schulden eingestehen. Wie rein geschäftsmäßig man dabei verfuhr, geht schon daraus hervor, daß man unter die Schulden auch einen Vorschuß rechnete, den Liliencron „auf noch zu leistende Arbeiten der Feder“ erhalten hatte. Was geht dem „Sammel-Ausschuß“ der Vorschuß an, den der Dichter von seinem Verleger genommen hat? Der Verleger will ein Geschäft machen, und wenn er sieht, daß keines zu machen ist, auch später nicht, dann giebt er eben keinen Vorschuß. Würde der Sammel-Ausschuß vielleicht darum angegangen, sich in dieses Verhältnis zu mischen? Wenn nicht, dann hat er auch kein Recht, sich in seinem Bericht überhaupt mit der Sache zu beschäftigen. Ueber die Verwendung der eingelaufenen Gelder heißt es: Ueber die Verwendung dieses Ertrages (4450 M.) kann also nur berichtet werden, daß er nicht einmal zur Tilgung aller Schulden hingereicht hat. Also die ganze Summe haben die Gläubiger geschluckt. Schön! Im Aufruf hat man allerdings nicht gesagt, daß man für die Herren Gläubiger sammelt. Vielleicht wäre dann das Resultat ein anderes gewesen. Kann man vielleicht die Namen der Herren erfahren, die aus dem Ehrensold eines deutschen Dichters ihre Forderungen bezahlt erhielten? —

**Theater.**

— Bernhard Baumeister, der berühmte Schauspieler des Wiener Burgtheaters, wird die Bühne nicht mehr betreten. Seine Krankheit (Knochenfraß) ist soweit vorgeschritten, daß der Künstler als verloren gilt. Man hat bereits begonnen, seine Rollen zu vertheilen; der „Erbförster“ wird auf Sonnenthal übergehen. —

**Kunst.**

e. e. Auffindung einer Raffael'schen Madonna? Im Jahre 1504 oder 1505 malte Raffaello Sanzio — wie die Chronik berichtet — für das Haus Taddeo Taddei eine Madonna, die damals die „Madonna am Brunnen“ (Madonna del pozzo) genannt wurde, weil sich im Hintergrunde des Gemäldes ein Brunnen befand. Von dieser Madonna des berühmten Meisters hatte man dann nie wieder sprechen gehört, und man nahm an, daß das Werk für immer verloren sei. Nun veröffentlicht ein in Amsterdam lebender italienischer Maler, Herr Franco de Amicis, ein Schriftchen, in welchem er mittheilt, daß er das Gemälde gefunden habe. Er hat im August d. J. von einem Händler eine Madonna mit dem Jesuskinde und dem heiligen Johannes zu seinen Füßen gekauft; auf dem landschaftlichen Hintergrunde sieht man genau einen Brunnen. De Amicis behauptet nun, daß dies die „Madonna del pozzo“ von Raffael sei. Er stützt sich dabei vor allem auf einen Stich von Jakob Kulemans, der ein Raffael'sches Gemälde darstellt, das im Jahre 1709 der Familie Roger gehörte; dieses Gemälde soll mit dem von de Amicis gefaunten identisch sein. Ein einziger Unterschied — ein Tuch, das der Jesusknabe um die Hüften geschlungen hat — ist vorhanden, aber de Amicis ist der Ansicht, daß sich der Stecher des Bildbrucks aus Schamhaftigkeit eine Aenderung erlaubt habe. Er versichert, daß er auf dem Gemälde selbst die halbverwischenen Spuren einer Signatur gefunden habe, die sich folgendermaßen rekonstituiren lasse: Sanzius Urbanus Invenit MDIII. —

**Kunstgewerbe.**

— Moderne Plakate. Die Wiener „Neue Freie Presse“ schreibt: Der Text hochmoderner Plakate ist jetzt zuweilen in so gekünstelten und verschörkelten Buchstaben gedruckt, daß man wahrhaft Mühe hat, ihn herauszulesen, während doch im Interesse der Ankündenden die größte Deutlichkeit geboten wäre. So standen dieser Tage zwei Herren und eine Dame vor einem Plakat, das am Gitter des Gartenbau-Gesellschafts-Gartens befestigt ist. Die Beschauer bemühten sich, die hydrographenartigen Buchstaben des Plakates, an dessen unterm Ende ein Medusenhaupt starre, zu entziffern. Endlich brachte man das Wort „Ausstellung“ heraus; aber was für eine Ausstellung? Das darüber größer gedruckte Wort, in welchem man einen Gattungsnamen vermutete, sollte Aufschluß geben. Aber wie heißt es? Hängt es vielleicht gar mit dem Medusenkopfe zusammen? Einer der Beschauer brachte gar heraus: Möbel-Ausstellung. Da kam ein Herr des Weges und rief von rückwärts der stndirenden Gruppe zu: „Elevoigt heißt es, ich bin der Maler!“ Die Beschauer wendeten sich überrascht um, aber der Sprecher war bereits verschwunden. Dankbar lächelnd über die erhaltene Aufklärung entfernten sie sich. Das Räthsel war gelöst: „Elevoigt-Ausstellung“ heißt es. Aber ist der Maler immer anwesend, wenn man sein Plakat nicht lesen kann? —

**Archäologisches.**

— In Bosco Reale oberhalb Pompeji wurde vor kurzem ein archäologisches und künstlerisch wertvoller Mosaikboden freigelegt. Er zeigt sieben mit der Loga bekleidete Gelehrte ohne

Kopfbedeckung, mit starkem Bart und griechischem Gesichtsschnitt, vier von ihnen sitzend, die anderen stehend. Eine der sitzenden Gestalten zeichnet mit einem Stäbchen Figuren in den Sand, die auf die Kugelgestalt der Erde bezug zu haben scheinen. Vor der Gruppe steht ein vierediger Kasten, darauf ein Globus, im Hintergrund eine Säule und auf dieser eine Sonnenuhr. Seitwärts befindet sich ein halbgeöffneter Kasten mit Papyrusrollen; solche befinden sich auch in den Händen von drei der Figuren. Eine Eiche und ein kleiner schlichter Tempelbau deuten auf einen den Göttern geweihten Ort hin. Der Hintergrund wird durch eine Stadtmauer abgeschlossen, das ganze Werk von einem sorgfältig gearbeiteten Blätter-, Frucht- und Blumenkranz umgeben. —

**Völkerkunde.**

— Ueber sibirische Amulette sprach in der Oktober-Sitzung der anthropologischen Gesellschaft Dr. Max Bartels. Diese Amulette werden als Schutz- und Heilmittel gegen alle möglichen Krankheiten: Diphtherie, Malaria, Schwindel, Ohrenlaufen u. s. w. getragen. So braucht man gegen Diphtherie ein Säckchen mit Kampfer und Nelken. Die Jüdinnen tragen Karneolperlen, angeblich aus dem heiligen Lande stammend, zum Schutze gegen Fehlgelburt. Eines der Amulette besteht aus einer Gänsefederpule mit Salz, Ache und gestohlenem Roggenbrote, ein anderes aus den Flügelknochen eines schwarzen Hahnes, einer schwarzen Henne, aus Stücken eines gefundenen Hufeisens u. dergl. m. Auch aufgeschriebene Sprüche dienen als Amulette, und dabei ergiebt sich die merkwürdige Thatsache, daß vielfach christliche Sprüche von Juden und umgekehrt jüdische Sprüche von Christen, manche aber auch von Bekennern beider Religionen getragen werden. —

**Meteorologisches.**

k. Ueber Beobachtungengelegentlich des letzten Nebels wird der „B. W. C.“ von einem Mitglied des meteorologisch-magnetischen Observatoriums in Potsdam geschrieben: Am 19. Oktober lagerte über einem großen Theile Deutschlands dichter Nebel. Es dürfte manchen interessieren, zu erfahren, daß auch bei einem solchen Wetter sich interessante meteorologische Beobachtungen anstellen lassen. Eine der interessantesten Erscheinungen ist z. B. das „Brockengespenst“, wie es namentlich auf höheren Bergen oft beobachtet wird. Es ist nämlich für das Zustandekommen der Erstbeinung notwendig, daß der Beobachter unmittelbar über der Nebelschicht und zwar im Sonnenschein sich befindet. Bei sehr tief liegender Nebelschicht kann man derartige Beobachtungen bereits von sehr hohen Thürmen aus, deren Spitzen frei sind, anstellen. Die Erscheinung besteht darin, daß der Beobachter plötzlich seinen eigenen Schatten, oder auch den Schatten der ihn umgebenden Gegenstände, in außerordentlich großem Maßstabe auf der Nebeldecke erblickt. Die geometrisch-physikalische Erklärung für dieses Phänomen steht noch aus. Dasselbe kann häufig auf dem Brocken beobachtet werden. Im ersten Augenblick vermag man sich oft keine Rechenschaft darüber zu geben, woher der Schatten stammt; man gewinnt fast den Eindruck eines plötzlich auftauchenden Gespenstes. Hieraus erklärt sich der Name „Brockengespenst“. Im Anschluß hieran mögen noch einige kurze Bemerkungen über Nebelbildung folgen: Die Entstehung des Nebels ist in einer Hinsicht stets dieselbe: Die Luft kann bei einer bestimmten Temperatur stets nur eine bestimmte Menge Wasserdampf aufnehmen. Enthält sie genau soviel Wasserdampf als ihrer Temperatur entspricht, so sagen wir, sie ist gesättigt, oder ihre relative Feuchtigkeit beträgt 100 pCt. Wird nun aus irgend einem Anlaß der Luft noch mehr Wasserdampf zugeführt oder sinkt die Temperatur bei schon vorher gesättigter Luft, so muß ein Theil des Wasserdampfes sich in flüssiger Form abscheiden. Sind nun in der Atmosphäre feste Partikelchen (z. B. Staubtheilchen) vorhanden, an welche die entweichenden Wasserbläschen sich ansonst bilden können, so daß sie längere Zeit hindurch in der Schwebe gehalten werden, so entsteht Nebel. Die für das Zustandekommen der Nebel notwendige Abkühlung kann auf zweierlei Weise herbeigeführt werden: 1. In den höheren Luftschichten durch Zuführung kalter Luft aus höheren Breiten. In diesem Falle sinkt sich der Nebel immer mehr, und wir können uns tagelang in dicker, feuchter Luft befinden. 2. Nach klaren Tagen ist bekanntlich in der Nacht der Wärmeverlust durch Ausstrahlung ein sehr bedeutender, und zwar besonders in den untersten Luftschichten, so daß sich der Wasserdampf zu Thau, im Winter zu Reif kondensirt. Sind nun die oben besprochenen Bedingungen für die Nebelbildung erfüllt, so findet von unten her Nebelbildung statt, zunächst nur Bodennebel, bis mit der Zeit auch höhere Luftschichten ergriffen werden. Dies ist der Fall, wo Berge und sogar Thurmspitzen aus dem Nebel hervorragten können und sich oft des schönsten, sonnigen und wärmsten Wetters erfreuen, während es unten meist kalt ist. Diese Nebel sind besonders dicht gegen Morgen, treten zuweilen aber auch schon gegen Abend auf und haben die Tendenz, sich gegen Mittag zu verlieren. Aus der für die Entstehung der Nebel gegebenen Erklärung geht hervor, daß dieselben in großen Städten häufiger sind, als auf dem Lande, und zwar wegen des größeren Staubgehaltes der Luft der Städte. Aber auch auf hohen Bergen sind Nebel trotz der größeren Reinheit der Luft wegen der großen Feuchtigkeit und der niedrigen Temperatur bekanntlich sehr häufig. —

**Technisches.**

— Ein neuer Heizstoff für Dampfmaschinen. Durch Mischen eines Liters Petroleum mit 150 Gramm geriebener Seife, 10 pCt. Harz und 333 Gramm kauftischer Soda, welche Mischung unter Umrühren bis zum Ueberkochen erhitzt wird, erhält man den Heizstoff zu Petroleum-Bricquets. Man fügt demselben einige Tropfen flüssige Soda bei und rührt dann so lange um, bis die Vermischung eine vollständige ist. Die so erhaltene Masse fällt man in Ziegelformen, welche etwa eine Viertelstunde ruhig in einer Trockenkammer stehen bleiben. Einige Stunden später können die dann fertigen Bricquets zum Heizen Verwendung finden. Man kann der Mischung auch 20 pCt. Sägemehl und 20 pCt. feinen Sand oder Thon begeben. Mit diesem Heizstoff gemachte Versuche haben ergeben, daß er bei gleichem Gebrauch an Gewicht dreimal so viel Hitze giebt, wie die Kohlen-Bricquets. Ein weiterer Vorzug der Petroleum-Bricquets besteht darin, daß sie keinen Rauch entwickeln und beinahe gar keinen Rückstand lassen. Wegen der guten Heizwirkung eignet der neue Heizstoff sich besonders für Dampfschiffe insofern der mit seiner Verwendung verbundenen Raum-Ersparniß. —

**Humoristisches.**

y. Ein belehrter Spiritist. Aus Hamburg wird uns geschrieben: Ein hiesiger Kaufmann, Anhänger des Spiritismus, besucht regelmäßig die spiritistischen Sitzungen, die bei einer Frau in der Nähe des Pferdemarktes abgehalten werden. In der letzten Sitzung bat er, ihm Auskunft darüber zu geben, woher eine Summe von 80 M., die sich als Ueberschuss in seiner Kasse befände, stamme. Wie er erzählte, habe er seine Geschäftsbücher nachgesehen, jedoch könne er die Herkunft des Ueberschusses nicht ermitteln. Einer der Teilnehmer der Versammlung machte darauf dem Kaufmann den Vorschlag, einen Geist zu zitiren und ihn um Auskunft zu befragen. Der Kaufmann war damit einverstanden. Es wurde dann der Raum, in dem der Geist erscheinen sollte, verdunkelt. Der Geist erschien und sagte, daß er den Mehrbetrag in die Kasse des Kaufmanns gelegt habe, um die Ehrlichkeit desselben auf die Probe zu stellen. Das Geld werde er von einem seiner Gehilfen wieder abholen lassen. Am nächsten Tage erschien thatsächlich bei dem Kaufmann ein 16 jähriger Bursche, der sich den Mehrbetrag von 80 M. ausbat und — ihn auch erhielt. Gleich darauf stellte sich aber heraus, daß der Kaufmann die fraglichen 80 M. als Bezahlung einer Rechnung bekommen hatte, aber vergessen hatte, die Summe zu buchen. Jetzt war dem Kaufmann auf einmal der ganze Spiritismus zu dumm. Und er ging zum Kadi. —

— Darum. An einer Wirthstafel unterhalten sich zwei Tischnachbarn über die Rechte und Pflichten des Mannes gegen seine Frau. „Ja, mein Herr, der beste Grundsatz ist — jebeßmal, wenn der Mann eine Summe verdient, auf die er nicht gerechnet hat, ist das erste, was er zu thun hat, seiner Frau ein neues Kleid zu schenken.“ — „Postausend! Aber Sie sind einmal freigebig.“ — „Nein, aber ich bin Damenschneider.“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— Auf der Zeche „Shamrock“ bei Nerne ist in der Nacht das Seil des Förderkorbes zerrissen, und der Korb in die Tiefe gestürzt. Ein Steiger und ein Arbeiter wurden getödtet. —

— In Aachen wurde in einer Dachkammer eine 78 jährige Greisin todt unter Lumpen aufgefunden. Die alte Frau, die wohlhabend war, war so geizig, daß sie ihr eigenes Bett an einen Nachbar zur Vermuthung für 50 Pf. pro Nacht verlieh. —

— Bei den Ausgrabungen in Krüngl bei Nussee wurde ein Skelet von 2 Meter 5 Zentimeter Länge gefunden. —

— Wie ein fliegender Bienenschwarm gebannt wird. In oberbayerischen Zentrumsblättern liest man: Dem Pfarrer von Kreuth ging letzten Sommer ein starker Bienenschwarm durch auf die Berge, obwohl er schon in einen Kästen gefaßt war. Ein Holzarbeiter, der den Schwarm fliegen sah, entblöhte sofort den Anansprechlichen, was nach lokalem Volksglauben bewirken soll, daß der Schwarm sich seht. Für diesmal half die Probezur, der Schwarm logirte sich in einer hohen Buche ein. Später ließ dann der Pfarrer das Flugloch an dem Baum verstopfen, diesen absägen und den Theil des Baumes, in dem die Bienen saßen, in seinem Garten aufstellen. —

— Der Ort Szirak bei Oedenburg (Ungarn) ist vollständig niedergebrannt. Eine große Anzahl Familien sind obdachlos. —

— Lambow, 26. Oktober. In dem Dorfe Kymelow (Bezirk Roslow) erscholl in der dortigen Kirche während des Nachmittags-Gottesdienstes der Ruf „Feuer“. Es entfiand eine Panik, bei welcher 54 Personen getödtet und 80 verwundet wurden. —

— Seit 30 Jahren ist in Japan das freiwillige Bauchaußschießen (Harakiti) nicht mehr vorgekommen. Jetzt hat es wieder ein junger Diplomat ausgeübt, der in seinem Geschäft keine Erfolge erringen konnte. —

— Von Cecil Rhodes, dem „ungekronten König von Südafrika“, hieß es vor einiger Zeit, er sei schwer erkrankt. Wie nun „Daily Graphic“ erfährt, hat die Krankheit in einer gehörigen Tracht Prügel bestanden, die dem Spekulanten und Politiker von Eingeborenen verabreicht worden waren. —